

Veröffentlicht mit Unterstützung von:
Forschungsrat der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt
Kärntner Universitätsbund
Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur
Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung

ALPEN-ADRIA
UNIVERSITÄT
KLAGENFURT 

© Drava Verlag 2007
Layout und Druck: Tiskarna/Druckerei Drava
Alle: Klagenfurt/Celovec
www.drava.at

ISBN-10: 978-3-85435-528-1

Jahrbuch Friedenskultur 2007

Dialog der Zivilisationen

Herausgegeben vom
Zentrum für Friedensforschung
und Friedenspädagogik

Kathrin Hämmerle | Brigitte Hipfl | Helga Rabenstein |
Werner Wintersteiner

Drava Verlag Klagenfurt/Celovec

Daniela Ingruber

Der kriegerische Blick Die Friedensforschung inmitten ihrer Sachzwänge

Schicken wir voraus:

*Die Realität ist eine Spielregel. Als Spielregel ist sie nichts anderes
als ein Modus, der den Umgang der Illusionisten untereinander regelt*
(Koch 1988, 39)

Und doch geben wir uns in der Wissenschaft realistisch und der Wirklichkeit oder Wahrheit verpflichtet; natürlich einer einzigen Wirklichkeit, *der* wissenschaftlichen. Ganz so, als hätte es jenen Umbruch im Denken zu Beginn des 20. Jahrhunderts – die Entdeckung der Quantenphysik – nicht gegeben. Noch immer wird in den Geisteswissenschaften von »der Welt« berichtet, von dem, was gesehen, erfahren, festgestellt, ja, auch überprüft worden ist. Die Problematik des Beobachtens ist dabei selten ein Thema, tritt bloß gelegentlich als Vorwurf schlampiger Datenerfassung in den Vordergrund. Die Beschreibung der forschersischen Grundsituation, die Quellenangaben, die Zusammenhänge der Datenerstellung – all das, penibel abgelegt, gleicht einer Absicherung, und gibt doch nichts anderes wieder als die eigene Wahrnehmung, die stets die eigene bleibt. Dies in möglichst objektiver Weise zu tun, lässt die Problematik an sich unverändert bestehen bleiben, denn: »Es ist grob unzulässig und falsch, unsere Wahrnehmung der Wirklichkeit mit der Wirklichkeit schlechthin gleichzusetzen.« (Dürr 2004, 18)

Diese Gleichsetzung aber geschieht ständig, obwohl inzwischen meist mit dem Wissen, dass sie eine Zumutung darstellt. Dass das nicht daran hindert, an die Wirklichkeit zu glauben, liegt wohl daran, dass gerade in der Geisteswissenschaft die Vorstellung einer einzigen Realität zumindest angenehm ist und einem gemeinsamen Code gemäß notwendig scheint. In der Friedensforschung, oft als idealistisch belächelt, gleicht solche Absicherung einem Strohalm. Doch über all die Jahre hat sich wenig verändert. Die Friedensforschung bewegt sich in einem Rahmen zwischen Kriegsbeobachtung und den Inszenierungen der großen Illusionisten: den KriegsmacherInnen und den von ihnen geschaffenen Wirklichkeiten.

Hans-Peter Dürr allerdings schrieb im Jahr 2004:

Um wissenschaftliche Erkenntnisse zu etablieren, benützen wir Wissenschaftler immer ein Netz, obwohl die meisten von uns sich über die Existenz und die Art des Netzes nicht im klaren sind. Dieses Netz symbolisiert nicht nur das methodische und instrumentelle, sondern vor allem auch das gedankliche Rüstzeug, mit dem wir wissenschaftlich arbeiten. Unser wissenschaftliches Denken ist wie alles Denken immer fragmentierend und analysierend. Alles, was wir untersuchen und verstehen wollen, zerlegen wir. (Dürr 2004, 19)

Die Konsequenz daraus müsste lauten: Riskieren wir Gedanken ohne Netz, auch in der Friedensforschung.

Versuchen wir einen Balanceakt.

Wenn es um die Wahr-Nehmung von Wirklichkeit geht, nehmen wir uns doch gleich die Fotografie vor: Sie ist dem, was als »wirklich« hingenommen wird, besonders nahe. Daran ändert nichts, dass viel über die nahezu unbeschränkten Möglichkeiten der Bildmanipulation bekannt ist – in der digitalen Fotografie gibt es ohnehin längst keine Bilder mehr, die nicht »bearbeitet« wären. Fotografien prägen sich dem Blick ein, ob manipuliert oder nicht.

Und doch müsste man sagen, es sei umgekehrt: Der Blick prägt sich den Bildern ein. Er nimmt seinen Ausgangspunkt in der Wirklichkeitsvorstellung der betrachtenden Person und wird von dieser (aus)geworfen, einem Lasso gleich. Der Blick fängt das Bild ein – doch eben nicht das Bild im eigentlichen Sinne sondern das Punktum im Bild, das was den Blick anzieht. Der Rest gerät in Vergessenheit oder wird niemals gesehen. Die in der Folge aus dem Blick erzielte Wirklichkeit ist eine Illusion der Wahrheit, die schwer wieder löschar ist.

Und das Bild, danach?

Das Bild bleibt, was es war – doch nur im Original. Der Blick hat bereits mit der ersten Berührung das Bild verändert. Mit jenem Wahr-Nehmen des Punktums und dem Ausschließen des Anderen hat er ein neues Bild geschaffen. Und nur an dieses erinnert sich der Blick nachträglich – nicht aber an das Original.

Wirklichkeit lässt sich nicht angreifen, nicht er-greifen. Sie lässt sich nicht einmal beobachten. Sie wird stets aufs Neue erschaffen. Und doch gelten uns Bilder als eine Stütze, im Nachdenken über die Wirklichkeit.

Kriegsfotographie hat diesbezüglich eine besondere Funktion. Sie soll helfen das zu sehen, was in einem Krieg geschieht, das zu vermitteln, was gesehen, erlebt und hoffentlich überlebt wird. Sie vermittelt einen Ansatz des Verstehens, hin zum Begreifen des Krieges. Letzteres immer ein wenig umsonst. Die Bilder zeigen uns – so wird unterstellt – was war. Doch gerade darin liegt eine der Unsicherheiten der Fotografie. Sie zeigt eben was war, nie das, was ist.

Jeder auf einer Fotografie abgebildete Augenblick ist einer, der inzwischen zu Ende gegangen ist. Jede Fotografie ist Zeugin der Vergangenheit, niemals dessen, was danach geschah. Roland Barthes sah darin Folgendes: »Die PHOTOGRAPHIE sagt (zwangsläufig) nichts über *das, was nicht mehr ist*, sondern nur und mit Sicherheit etwas über *das, was gewesen ist*.«²⁴ (Barthes 1985, 95) Viel mehr erfahren wir auch aus einer Bildreihe nicht. Der Blick setzt die Bilder bloß zusammen, sucht Verbindungen und nimmt das wahr, was er für wahr halten kann.

Was wir sehen, wenn wir Kriege in den Medien betrachten (auch eine Fotografie ist nur ein Medium), ist das, was wir sehen sollen – ständig gepaart mit dem, was wir gelernt haben zu sehen, indem wir immer wieder dieselben Medien konsumieren, die gleichen Agenturbilder betrachten, uns darüber austauschen und schließlich sogar stets die gleichen Fragen stellen. So wird jeder Krieg zum selben – auch in der Wissenschaft; jede Katastrophe all den anderen vergleichbar, die Unterscheidungen, ein Spiel mit Zahlen, Opferstatistiken oder geographischen Regionen. Gleichgültig, wie oft betont werden mag, dass dieser oder jener Krieg Besonderheiten habe – der Blick auf ihn bleibt beharrlich ein sezierender und damit objektivierender, im Auftrag der Objektivität. Dazu braucht man gar keine Fotografien. Der Blick schafft sich die Bilder selbst: aus der Erinnerung, aus der Vorstellung, aus der ihm eigenen Wirklichkeitsprognose.

Hinter die Bilder, ob jene im Kopf oder jene in den Medien, zu sehen, scheint kaum mehr möglich und wird noch weniger als notwendig erachtet. Es reicht zu sehen, was da ist. Der Blick als Schaffender bleibt unverdächtig, da seine Kreativität nicht (an)erkannt wird und damit nie zum Forschungsobjekt werden muss.

24 Alle Hervorhebungen im Zitat aus dem Original.

Das allerdings bedeutet immer eine Einschränkung, letztlich ein Reduzieren auf das, was wir wahrnehmen wollen.

Denn jeder Blick trägt.

Konnte man einst glauben, es gäbe so etwas wie Neutralität im Sehen oder die neutrale Beobachtung, belehrte Werner Heisenberg die Wissenschaft eines Besseren. Jede Betrachtung macht das Subjekt einer Szene zum Objekt und beinhaltet daher die Möglichkeit, das Objekt zu beeinflussen. Eine Möglichkeit, die auch stets ergriffen wird – wenngleich nicht jedes Mal absichtlich. Jede Betrachtung verändert allein durch den Umstand der Betrachtung die Ausgangssituation. So ähneln die Betrachtenden jeweils den ExperimentatorInnen in Laboren: Sie sehen, was sie zu sehen geplant hatten – und sie beeinflussen damit das Experiment. Eine Art Kreis bildet sich: Die Beobachtung/Messung beeinflusst das zu Beobachtende und beeinflusst damit selbstverständlich auch die Beobachtung/Messung. Was man allerdings nie weiß, ist das, was zwischen den Beobachtungen/Messungen geschieht. So muss man sich mit Wahrscheinlichkeiten begnügen. (vgl. dazu Heisenberg 1979, 45–61)

In der Fotografie ist das durchaus nachvollziehbar: Die anwesende fotografierende Person wird wahrgenommen, wird dadurch zum Teil der Szene und beeinflusst diese. Wer kennt nicht die eigene Unsicherheit beim Anblick einer/s PhotographIn? Das Wissen um den präsenten Fotoapparat lässt sich nicht abschalten. Man kann einen Apparat vergessen, oberflächlich. Ob man ihn so weit vergisst, dass man handelt, als wäre er nicht vorhanden, weiß man nicht. Schon das Konditional dieses Denkens lässt anderes vermuten. So weiß man in der Forschung ebenso wenig, inwiefern die Beobachtung die Szene verändert hat. Jedenfalls ist man durch die eigene Anwesenheit oder die Anwesenheit eines Messgerätes bereits Teil der Szene und kann sich nicht auf das Spiel des »ich-war-ja-außerhalb« berufen. Auch steht man als BetrachterIn nicht alleine, nicht losgelöst von anderen Betrachtungen und Forschungen. Der Einfluss erfolgt gegenseitig, wechselweise, in Kreisen und setzt sich fort.

Umgewälzt auf die Friedensforschung ergibt sich dadurch Ungeheuerliches: Beeinflusst die Forschung im Feld den Krieg? Wird die Friedensforschung solcherart Teil des Systems? Naiv, wer das nicht schon längst gewusst habe.

Der Pariser Soziologe Henri-Pierre Jeudy bringt es auf den Punkt: »Die Soziologie wiederholt Prozeduren zur Objektivierung einer gesellschaftlichen Realität, die sie letzten Endes selber gestaltet.« (Jeudy 2005, 253)

Das Dilemma: Friedensforschung sucht Wahrheit.

Noch dazu tut sie das auf möglichst globaler Ebene (etwa mit den Menschenrechten, strukturellen Friedensansätzen, auch in der Durchforstung von Friedensverträgen). Wahrheit allerdings will als Ausgangspunkt Wirklichkeit, zumindest aber Realität. Und da scheint der vermeintlich objektive Blick ein adäquates Hilfsmittel; allerdings ein solches, das zuweilen selbst Hilfsmittel (Fotoapparate, Kameras, Tonbänder, Diktaphone oder Messgeräte) benötigt. Und diese beeinflussen wiederum Resultate:

»Selbst den Blick löscht der Fotoapparat aus, denn er ersetzt ihn durchs Objektiv, das seinerseits Helfershelfer des Objekts und also einer Umkehrung des Sehens ist. Wenn man einen Tag lang durch eine Stadt läuft und fotografiert, sieht man diese Stadt nicht mehr.« (Baudrillard 1989, 123 f.)

Und den Frieden?

Den haben viele Friedensforschungsprojekte bereits vor langer Zeit aus den Augen verloren, indem der Krieg ins Zentrum der Beobachtung gerückt wurde.

Wir sind es gar nicht gewohnt die vielen Frieden zu denken, zu sehen, zu erkennen. (vgl. dazu Dietrich 1998) Leichter zu sehen ist der Krieg. Und um wie viel leichter erst ist es, den Krieg wissenschaftlich zu beobachten als Frieden. Krieg bringt und birgt Daten, die untersucht werden können. Ob es um konkrete oder vermutete Kriegsursachen geht, um Opferzahlen, um ökonomische Folgen – immer gibt es Wege den Krieg zu objektivieren. Daten lassen sich interpretieren, Geschichte zum Untersuchungsobjekt machen – die daraus wiederum neu festgeschrieben wird. Auf diese Weise objektiviert, verliert Krieg einen Teil seines Schreckens; wird in der Beschäftigung mit ihm erträglicher?

Hilfreich, diese Distanzierung hinter Daten.

Opfer werden dann zu Zahlen. Elend zu soziologisch untersuchbaren Details und Menschenrechtsverletzungen zu Fällen. Alles im Sinne eines Sachzwangs, den der Krieg aufzuerlegen scheint. Dieser

sogenannte Sachzwang bestimmt auch FriedensforscherInnen in ihrer Arbeit, denn er fordert einen korsettähnlichen, nahezu einheitlichen Blick – im Sinne der Vergleichbarkeit.

Der Blick ordnet sich den Gegebenheiten unter und sieht nichts, was davon abweichen würde. Er ist quasi programmiert, ebenso wie ein Apparat:

Der Apparat macht nur, was der Fotograf will; doch dieser verwirklicht wiederum nur das, wofür die Maschine programmiert ist. Der Fotograf bringt Potentialitäten zustande und seine Funktion ist nur scheinbar die, die Welt zu erfassen; in Wirklichkeit erforscht er sämtliche Möglichkeiten eines Programms, gleichwie ein Spieler darauf abzielt, alle Möglichkeiten eines Spiels auszuschöpfen. (Baudrillard 1989, 123)

Jenes Programm aber heißt Krieg, nicht Frieden. Und im Laufe der Zeit beherrscht der Blick es nahezu perfekt, schafft Wirklichkeiten, die Auswirkungen auf das Denken im Krieg haben und findet sie verwirklicht, in der Wissenschaft ebenso wie in der Politik. Ob Krieg als Vater aller Dinge, Krieg als Krankheit oder Krieg als Ausdruck männlichen Tuns – so oft ist Krieg schon benannt und beschrieben worden. Versuche der Dekonstruktion blieben ohne Auswirkungen für die reale Politik. Umgekehrt dasselbe: Friede als Weg, Friede als Chance; den vielen Frieden wurden alle erdenklichen positiven Rollen zugewiesen und sie wurden herbeigesehnt ebenso wie herbeigerufen. Immer war da auch ein wenig der Versuch der Überzeugungsarbeit. Das Denken sucht darin ein Modell – und zerstört damit die vielen Frieden, denn diese verweigern sich in ihrer Vielfalt der Deutung und Festsetzung, insbesondere der Wirklichkeitsüberprüfung.

Was ist denn an Frieden betrachtbar? Die Bilder vom Krieg prägen sich ein. Jene von Frieden weitaus geringer.

Vielleicht fehlt das Interesse hinzusehen.

Wie langweilig scheint Frieden in Bildern. Am ehesten noch abbildbar: die Rückgabe von Waffen, das Unterzeichnen eines Friedensvertrages, der Jubel in der darauf folgenden Feier. Das Leben danach: kaum für den objektivierenden Blick gedacht, denn woran wären die Frieden festmachbar?

Doch was nicht in irgendeiner Weise abgebildet wird, scheint nicht real und kann nicht untersucht werden.

Aus den Medien ist man das gewohnt.

So wird weiter gesucht.

Friede als Bewusstseinsakt. Oder die vielen Frieden – schließlich doch ein Ansatz, der wegführt von der Welt als Objekt, indem er die Verschiedenheit der Kulturen und Menschen mitdenkt. Und wegführt auch von der so genannten einen Wahrheit, die in ihrer Bestimmtheit Anlass zu Krieg zu geben vermag.

Immer nämlich geht es um den Blick.

So schreibt der Literaturwissenschaftler Ulrich Horstmann im Vorwort zu Joachim Kochs atemberaubendem Buch über die Realität: »Realität – was ist das? Niemand ist bekannt, der das hätte beantworten können, und doch beansprucht jeder, die Dinge realistisch zu sehen.« (Koch 1988, 19)

Immer also der Blick, das Sehen, auf der Suche nach dem, was man kennt.

Die Manie, Kriege in allen Details an Daten festzuhalten, gleicht dem Versuch sich ihrer zu entledigen. Auflösung des Schreckens durch Detaillierung. Die Realität wird dadurch für einen Moment begreifbarer.

Doch Krieg verschwindet auf diese Weise nicht.

Und genau hier hat die (politische) Realität so wenig mit Wirklichkeit zu tun. Da die Zahlen unvorstellbar bleiben und ohne Erzählung sind. Auch ohne Menschen. Letzteren verweigert sich der wissenschaftliche Blick meist. So liegt der Gedanke nahe, dass es neben der Kriegs- keine Friedensforschung gibt.

Unser Potential an Sehmöglichkeiten wird jedenfalls, was die Frieden betrifft, nicht ausgeschöpft. Sind wir zuwenig abenteuerbereit?

Wollen wir nicht sehen?

Wirklichkeit, so wurde vorhin erwähnt, lässt sich nicht beobachten. Und lässt sich schon gar nicht – und das ist die revolutionäre, wenngleich ungemütliche Änderung im Sinne der Quantenphysik – feststellen. Für die Friedensforschung ist das zunächst ein Drama. Denn Wahrheit und Wirklichkeit scheinen einander für Frieden so nahe zu liegen.

Doch es liegt auch eine Chance darin. Das objektive Denken ist ohnehin nicht erst seit Hans-Peter Dürr in Frage gestellt. (Dürr/Österreicher 2001, 16)

Spricht man von den Auswirkungen der Quantenphysik landet man unter Laien – wir können in der Quantenphysik gar nichts

anderes sein als Laien – fast immer bei »Schrödingers Katze«. Die Banalität dessen hört sofort auf, wenn man das Beispiel in die Friedensforschung überträgt: Die Überlagerung von Zuständen, wie wir sie bei Schrödingers Katze erleben – die Katze ist bis zum Ableben der Messdaten tot und lebendig zugleich – ist in der Friedensforschung selbstverständlich: Ein zu Ende gehender Krieg schafft Ansätze von Frieden, ist aber noch immer Krieg. Andererseits findet strukturelle Gewalt auch im Frieden immer statt und lässt dadurch Frieden nie »wirklichen« Frieden sein.

Wir leben mit dieser Erkenntnis, als sei sie selbstverständlich. Warum also nicht auch darüber nachdenken, dass die eigenen Denkmodelle durchaus in Frage gestellt werden könnten?

Die Unbestimmtheit in einem freieren Blick, der sich nicht Sachzwängen der Objektivität unterordnen muss, sondern frei schweifen darf, bedeutet doch auch Hoffnung. Mehr haben wir nicht zur Verfügung.

Das genaue Hinsehen verändert den Blick. Erst wenn es das tut, macht es endlich Sinn, sich mit den Frieden zu beschäftigen anstatt mit den großen Illusionisten der Kriegswissenschaft.

LITERATUR

- Ars Electronica* (Hg.) (1989). Philosophien der neuen Technologie, Berlin.
- Barthes*, Roland (1985). Die helle Kammer, Frankfurt am Main.
- Baudrillard*, Jean (1989). Videowelt und fraktales Subjekt. in: *Ars Electronica* (Hg.) (1989). Philosophien der neuen Technologie, Berlin. S. 113–131.
- Berendt*, Joachim-Ernst (2004). Das dritte Ohr. Vom Hören der Welt, Reinbek bei Hamburg.
- Dietrich*, Wolfgang (1998). Plädoyer für die vielen Frieden. in: European University Center for Peace Studies (Hg.) (1998). Is small beautiful? Die Leopold Kohr-Vorlesungen 1997. Schlaininger Schriften zur Friedens- und Konfliktforschung, Bd. 1, Wien, S. 39–60.
- Dietrich*, Wolfgang/Echavarría Alvarez, Josefina/Koppensteiner, Norbert (Hg.) (2006). Schlüsseltexte der Friedensforschung, Wien/Münster.
- Dürr*, Hans-Peter (2004). Auch die Wissenschaft spricht nur in Gleichnissen. Die neue Beziehung zwischen Religion und Naturwissenschaften, Freiburg/Basel/Wien.
- Dürr*, Hans Peter/Österreicher, Marianne (2001). Wie erleben mehr als wir begreifen. Quantenphysik und Lebensfragen, Freiburg im Breisgau.
- Görnitz*, Thomas (2006). Quanten sind anders. Die verborgene Einheit der Welt, München.
- Gribbin*, John (2002). Auf der Suche nach Schrödingers Katze. Quantenphysik und Wirklichkeit, München (8. Aufl.).
- Heidegger*, Martin (1992). Was heißt Denken? Stuttgart.
- Heisenberg*, Werner (1979). Quantentheorie und Philosophie, Stuttgart.
- Jeudy*, Henri-Pierre (2005). Das Miesmachen der Soziologie. in: Gente, Peter/Känches, Barbara/Weibel, Peter (Hg., 2005): Philosophie und Kunst. Jean Baudrillard. Eine Hommage zu seinem 75. Geburtstag. Berlin, S. 251–263.
- Koch*, Joachim (1988). Abschied von der Realität. Das illusionistische Zeitalter, Reinbek bei Hamburg.
- Virilio*, Paul (1986). Ästhetik des Verschwindens. Berlin.